

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 44

Artikel: Wie der Gottgelahrte zu einer Frau kam
Autor: Kurz, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Nachtsturm. Von Jacob Hess.

Oh Nacht! Oh Sturm! Getos, Geheul, Geschrill!
Ich liege wach.

Oh Lüftejammer, der nicht enden will,
Schwer knarrt's im Dach.

Ein Fenster klirrt! Es pfeift durchs Schlüsselloch.
Die Pappel saust.

Ach — immer toller wird der Reigen noch,
Dem Herzen graust.

Und meine Seele ächzt in dumpfer Brust,
Ich atme schwer.

Ein Teufelslachen gellt, voll Höllenlust
Irgendwoher.

Ich winde mich auf meiner Lagerstatt.
Die Uhr schlägt vier.

Es zerrt. Es reisst. Die Stirn glüht fiebermatt.
Sturm auch in mir.

Geheul der Zweifel, Weltenklageruf,
Erkenntnisschrei.

Ob Teufel oder Gott den Menschen schuf?
Huijuuuh! Juhei!

Kein Lichtstrahl! Nacht nur, finsternisumhagt,
Plötzlich wird's still!

Ob Gott dem Menschlein, das vermessen fragt,
Antworten will?

Wie der Gottgelahrte zu einer Frau kam. Von Herm. Kurz.

Hans Mantel war ein junger Kandidat der Gottesgelahrtheit und hatte diese Wissenschaft als Trösterin bitter nötig; denn sie mußte ihn über den sicherlich nicht freudigen Besitz eines ab und zu mageren, meistens aber geradezu leeren Geldbeutels hinwegtrösten. Leidlich fand Hans Mantel diesen Trost; es halfen ihm aber auch noch seine jugendliche Hoffnung auf bessere Zeiten und die Gewöhnung dazu. Hans Mantel war bald am Ende seines Studiums angelangt und in den gefährlichen Jahren, worin das Blut erwacht und alle Wissenschaften nichts dagegen können, ja sogar selbst Hansens Gottesgelahrtheit kein Bollwerk wurde, sondern schon nach ersten Anstürmen zusammenbrach wie ein Strohdach unter der Wucht einer neumodischen Granate. Diese Sache wurde für Hans auf die Dauer sehr beschwerlich, besonders weil's ihm am nötigen Auditorium fehlte, vor welchem er das Instrument seiner liebevollen Sehnsucht in allen Engelstönen hätte erklingen lassen können, oder mit anderen Worten: er hatte keine Damenbekanntschaft. Hans war eben ein armes Studentlein, das jeden Tag in der Woche seine Beine unter den Tisch in einem anderen Esszimmer streckte und die liebevolle, aber peinliche Einrichtung genoß, vom Ueberfluß des Reicherer so mit Ach und Krach und auf die Zähne beißend, sein Bäuchlein zu füllen, weil

ihm aus Mangel an Geld nichts anderes übrig blieb. Was ist es da ein großes Wunder, daß er gerne mit seiner hoffnungsvollen Zukunft liebäugelte und darin einen Einsatz sah, der noch eines viel schwierigeren Weges wert gewesen?

Nur die Wünsche seiner Jahre, die Sehnsucht seines Herzens, sich verschenken zu dürfen in wonniger Minne, verschaffte Hans viel Qual, und so mußte er sinnen, um einen Ausweg zu finden. Er mochte es jedoch wenden und drehen, wie er wollte, immer war der Erfolg seines angestregten Denkens ein wenig befriedigender. In seinem Bekanntenkreise gab's überhaupt nur ein Mädchen, das in Frage oder Konkurrenz getreten wäre, ja, wie er sogar von vornweg annahm, die Krone des Sieges weggetragen hätte, und die deshalb so eine Art Muster abgab, nach dem die Zukünftige zugeschnitten sein mußte. Diese junge Dame, Hedwig Argast, dem reichen Handelsgärtner Argast sein Töchterlein, war aber soviel wie ein erledigtes Geschäft; denn es sollte einmal den Neffen des Vaters und Erben des Geschäftes heiraten. Hans kam also in diesem Falle zu spät. Auch genügte in seinem weltunerfahrenen Sinn die Tatsache des Verlöbnisses vollständig; die Augen machte er nicht auf, gerade wie der Papa des Fräulein Hedwig, und sah darum

auch nichts; denn die beiden Verlobten Hedwig und August Argast nahmen ihre Zukunft eher als eine Last und nicht als frohes Fest dahin und sagten nur aus gewichtigen Gründen des Dankes „Ja und Amen“ zum Wunsche des alten Herrn Argast.

So verfiel Hans beim Zeitungslesen zumal auf den Ausweg der Heiratsannonce; ja er sah darin sogar den Zeigefinger eines gütigen Schicksals, das ihm den rechten Weg offenbarte. Zuerst allerdings hatte er mit dem landläufigen Widerwillen, den man allen im „Glück Sitzenden“ gegen diese so nette und bequeme und praktische Einrichtung einimpft, zu kämpfen; aber bald überwand er mit dem Argument, das eine sehnsüchtige Seele immer als das richtige findet und das auf alle Fälle ein netter Ausweg ist, diese veraltete und kleinliche Anschauung und probierte sein Glück. Zuerst gab er auf Fragen Antwort, das heißt, biß den Köder an, und ein anderes sehnsüchtiges Herz zog das Fischlein, vielmehr Hans an sich, las seine Epistel in der Regel nicht ohne Wohlgefallen, weil er's wohl zu setzen verstand; nur an den Umständen wurden jeweils Anstoß genommen. Diese Umstände waren seine Armut, sonst wäre alles recht gewesen, nur das behagte nicht, und so war's allemal nichts. Hans aber hatte diesen, wie ihm schien, aussichtsreichen Weg einmal betreten, und ließ nicht so leicht locker; er hoffte zu stark auf ein schönes Ende. Darum setzte er selbst mit aller seiner Offenheit und mit anerkanntem abgerundeten Stil ein eigenes Inserätlein auf. Freilich mußte Hans, und dies mag als Schuld der Erfolglosigkeit angesehen werden, seine Stilübungen immer mehr redigieren als ihm lieb war, das Herz und alle so schönen Gefühle ausschalten und nur am Knappen und Notwendigen festhalten, dieses sogar in allerpetiteste Petitedruck einrücken, um noch so einigermaßen mit den Mitteln seines kleinen Geldbeuteleins übereinzustimmen. Und als auf das erste Minnelied dieses modernen Troubadours keine Schöne antwortete, erschienen noch einige Auflagen des Inserätleins. Diese hatten nun wieder keinen anderen Erfolg, als daß sie die Mittel Hansens vollständig erschöpften und ihn derart auf den Hund brachten, wie ihm überhaupt noch nie geschehen, und er hatte doch darin eine Erfahrung, die man ganz gut Gewohnheit nennen darf.

Hans war jedoch ein viel zu guter Mensch und hatte von der Frau Welt eine viel zu nette Meinung, als daß er sich hätte verbittern lassen; er fand also die befriedigende Erklärung seines Fehlschlages darin, daß die richtigen Frauen seine Werbung einfach nicht zu Gesicht bekommen hatten. Daß für einen armen Schluher keine auf der Welt sein sollte, dies konnte Hans nicht glauben, dazu war sein Herz zu warm, seine Sehnsucht zu jung und die Meinung von den Frauen zu groß; freilich, eine gelinde Reaktion, beinahe so ein kleines Raizenjämmerlein blieb dem jungen Gottesgelahrten nicht erspart, und leider, das Idol seiner Weiblichkeit, das Schnittmuster seiner Zukunftshoffnung, gab den Anstoß dazu und legte ihre zarten Finger auf die blutende Wunde Hansens.

Daß Hans natürlich nur noch an sein Troubadourenamt dachte, ist klar; darüber vernachlässigte er aber seinen äußeren Menschen empörend, auf jeden Fall empörend für Fräulein Hedwig Argast, der er geradezu ein Stein des

Anstoßes wurde. Hedwig war ein verwöhntes Mädchen, gehätschelt und infolgedessen eigenwillig und von sich selbst durchdrungen, wie dies solch kleinen Mädchen nur zu gerne geschieht. Auch war Hedwigs Horizont noch kein allzugroßer und reichte, in ihren wenig übers Badfischalter hinausragenden Jahren nicht weiter als die Sonne ihrer eigenen liebwerten Persönlichkeit. Sie selbst war die Sonne, war Mittelpunkt und Hauptsache, und alles andere genoß die Freude, um sie herum zu kreisen. Daß Hedwig so dachte, war nur die Folge ihrer Verwöhnung und ihrer Unersahrenheit, die jedoch sich selbst siebenmal klug vorkam und auch vollauf genügte. Dennoch war Hedwig, abgesehen von diesem kleinen Größenwahnchen, das ein Recht hübscher Mädchen in solch jungen Läufsten zu sein scheint, ein liebwertes Mädchen, offen und ehrlich, ja, stach sich sogar ins eigene Fleisch mit ihrer Ehrlichkeit, wenn's nicht zu tief ging und zu wehe tat. Darum vermeinte sie auch, ein gutes Recht auf ihre Nebenmenschen zu haben, was diese Offenheit des Redens anbelangt. Besonders nahm sie sich den Herrn Kandidat Hans Mantel unter ihre zarten Finger; jedoch wollte sie feste zupacken, um ihm seine Ecken abzuschleifen; dabei kam sie sich außerordentlich wichtig und groß vor. Und weil gerade die bunten Federn den jungen Gänschen am besten stehen, fand wahrscheinlich aus diesem gleich symbolischen Grunde Hans sein Musterbild Hedwig nur noch wertvoller.

Dem Fräulein Hedwig war also, in letzter Zeit, Hansens geradezu liederlicher Habitus unangenehm aufgefallen, darum sagte sie schnippisch zu ihm, nach dem obligaten Dienstag-Mittagessen, das Hans bei Argasts einnahm:

„Wissen Sie, Herr Kandidat, jetzt ist's zu viel; daß Sie nicht aussehen wie der Prinz von Wales, dafür können Sie ja nichts; aber daß Sie sich seit Wochen Ihre Kleider nimmer ausbürsten und Ihre Schuhe nicht wischen, das ist ein Skandal.“

Der junge Gottesgelahrte war wie ein entthronter Göke vor der zornigen Hedwig, die einer Rachegöttin gleich vor ihm stand; er stammelte nur ganz geknickt:

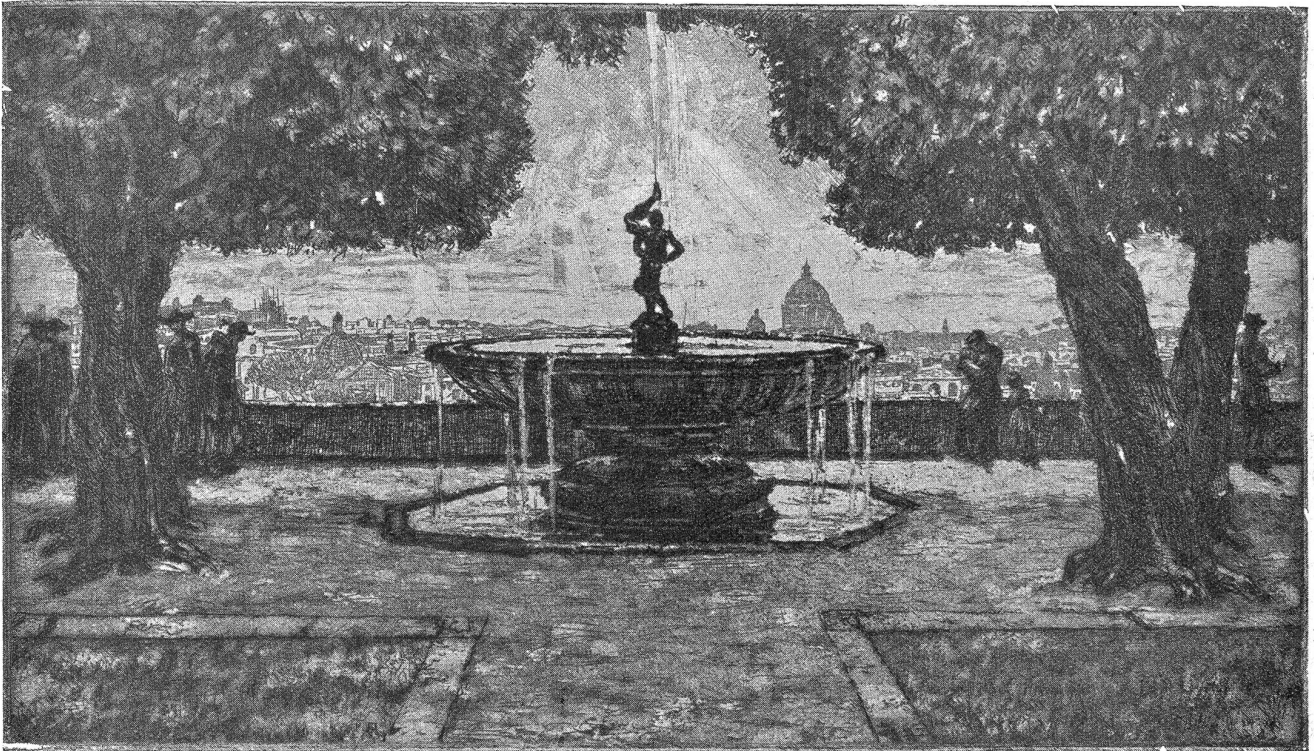
„Ja, ja, es ist ein Skandal, ja, ja.“

Dies belästigte Hedwig um ein kleines. Sie wollte aber dennoch ihre Worte beweisen und begann den staubgrauen Hut Hansens solange zubürsten, bis derselbe wieder seine ursprüngliche schwarze Farbe angenommen hatte. Dann legte sie höchst eigenhändige Hand an den jungen Mann selbst, scheuerte, bürstete und putzte solange, bis sie aus dem ungeschliffenen Diamanten einen Brillanten von beinahe edelstem Feuer hervorgebracht hatte. Dann beschäftigte sie ihn mit vor Aerger und Arbeit erhitztem Gesicht, aber dennoch mit einigem Wohlgefallen an ihrem Werke. Er aber betete einige Stoßgebetelein:

„Wenn sie mir jetzt nur nicht auch noch an die Schuhe geht, Herrgott, verbiete ihr das; denn sie braucht nicht zu sehen, daß die Schuhe zerrissen sind, absolut nicht.“

Und er nahm sich fest vor, zu widersprechen, die Hand in diesem Falle gegen sein Idol zu heben, ihr die Schühbürste zu nehmen oder zu fliehen. Er war ganz verwirrt, da sagte Hedwig:

„So, die Schuhe können Sie sich gefälligst selbst putzen, dafür bin ich doch nicht auf der Welt; dann regnet's



Auf dem Monte Pincio mit Blick auf Rom.

übrigens draußen auch gehörig, und soweit sehen Sie ja wieder passabel aus. Es fehlt Ihnen halt eine Frauenhand, Sie müssen heiraten, sobald Sie können, Herr Kandidat.“

„Ja, ja, gewiß, ich will's tun, Fräulein Hedwig“, murmelte Hans zerknirsch und empfahl sich, ganz und gar aus dem Gleichgewicht gebracht. Als er aber zu Hause war und auf seinem schmalen Bette lag, kreisten seine Gedanken lange verwirrt umher, um sich erst so als gemach zu beruhigen und dann kontinuierlich um zwei Pole zu drehen.

Der eine davon war die ihn restaurierende Fräulein Hedwig, die immer wieder mitten in allen Dingen, womit sie eigentlich nichts zu tun hatte, auftauchte, und der andere war eine große, jämmerliche Enttäuschung. Ein Aerger um das schöne, nutzlose und auch das saure Geld, das er für die blödsinnigen Heiratsannoncen weggeworfen hatte, kam noch dazu. Ja, weggeworfen hatte er's, und wenn er bedachte, der Atem stockte ihm dabei, wenn Hedwig auch noch die Schuhe hätte putzen wollen, das wäre dann wie Sodom und Gomorrha gewesen, und wenn er weiter bedachte: dieser Furcht hätte er ruhig begegnen können. Denn was hatte er jetzt davon, nichts! Das Geld war futsch für das Porto und für die Inserätlein. Und die Stiefeln? Ja Stiefel hatte er nun auch keine neuen, nur noch dieses Paar jämmerlich kapute. Und wenn er immer weiter und weiter bedachte, denn weil er gerade dabei war, begann es ihm wie Scheuleder von den Augen zu fallen, wenn er bedachte, nur Auge in Auge war's das rechte, und nicht durch das Medium der Drückerwärze vermittelt. Nur so konnte sich die Liebe durchbrechen, wenn man einander gegenüber steht, wie er Hedwig gegenüber gestanden hatte — denn das war ihm sonnenklar gewesen, daß Hedwig gar nicht sein Schnittmuster zum zukünftigen Glücke war, sondern sein Glüd selbst, weil sich eben das Bewußtsein seiner Liebe zu Hedwig durchgebrochen

hatte zu seinem Unglück. Auf solche logische Weise folgerte Hans Mantel ganz lakonjämmerlichen Herzens. Dabei beschloß er, den nächsten Dienstag zu fasten, um Hedwig nicht wieder zu begegnen. Und mit diesem Entschluß ging er daran, das Uebel auszureuten aus seinem Herzen, da ja seine Liebe hoffnungslos war. Es schien aber, daß diese Kur am besten gedieh, wenn er sich Hedwig immer vergegenwärtigte; aufs wenigste ertappte er seine Gedanken mitten unter den pseudo-isdorischen Fälschungen und anderen echten Isidoren, die mit Hedwig Arm in Arm im Paradiese wandelten. Und als er diesem Gedanken nicht Meister werden konnte, warf er einige dickleibige Bände im Zimmer herum und legte sich unglücklich zu Bette, woselbst er bald selig entschlief; und dem Lächeln nach, das auf seinem Gesicht spielte, schien der Traum angenehmer als das Leben für Hans zu sein.

Nur einmal verfinsterte sich sein Antlitz, und er streckte die Hände abwechselnd aus und murmelte:

„Nein, nein, die Schuhe nicht, denn die sind dabei kaput gegangen.“

Die Gefahr schien sich sofort wieder verzogen zu haben, denn Hans öffnete sehnsüchtig die Arme, und ganz gewiß nicht umsonst, denn sie klappten wie ein Fuchseisen zusammen und demnach war das Glüd wie eine Maus gefangen.

*

In der Familie Argast sollte in Bälde der ewige Wechsel beginnen, und die beiden jungen Leute öffentlich verlobt werden. Der Hauptakteur in dieser Herzenssache war nun allerdings nicht das Amörlein, sondern der alte Herr Argast und seine Schwester. Die beiden Delinquenten fügten sich mehr oder weniger ungern, da beide gegen den alten Argast zu Dank verpflichtet waren. Denn als Argasts Eltern starben, der Bube war damals elfjährig, nahm der Onkel

Argast den Knaben zu sich und war ihm ein väterlicher Beschützer. Und Hedwig konnte sich überhaupt an nichts anderes erinnern als an das Argastische Heim, das ihr zum Elternhaus wurde. Denn die kinderlosen Eheleute Argast, denen der Segen der Ehe verschlossen blieb, hatten auch Hedwig an Kindesstelle angenommen und dem Kinde ihren Namen gegeben, so daß nur wenig ältere Leute den Sachverhalt kannten. Darum sagte Hedwig ja zu dem Wunsche ihres zweiten Vaters, und dies fiel ihr leidlich leicht, weil ihr Herz unbeschwert und von keiner geheimen Liebe gedrückt wurde. Anders war dies bei August. Aber auch da kam die Opposition erst in letzter Zeit, zu spät wie er glaubte, und sie galt gar nicht als Bargeld, weil sie einseitig und der Gegenstand seiner Sehnsucht ein geheimer war, demselben unbekannt. So glaubte August aufs wenigste. Hingegen fiel seiner Tante Laura, die, seit Argasts Frau tot war, dessen Haushalt führte, der Umstand in die Augen, den sie je baldiger je lieber aus der Welt zu schaffen hoffte. Das Glückschifflein konnte sonst led werden, das sie und ihr Bruder mühselig und dennoch freudig aufgebaut hatten, und das so schön aus dem Wunschland hergeschwommen kam, mit von Hoffnung geblähten Segeln und den aller schönsten Glücksfähnlein als Wimpeln. Der Umstand Augusts war das Käterli, vielmehr die ganz und gar nicht notwendige Aufmerksamkeit, die er diesem Mädchen in letzter Zeit angedeihen ließ. Das Käterli war so etwas wie eine weitläufige Verwandte, und erst seit kurzer Zeit im Hause, um ein tüchtiges Fräulein abzugeben, das heißt, den Haushalt meisterlich firm zu lernen.

Den August zog's zum Käterli hin, und das Mädchen fand den Burschen auch nicht gerade übel. Darum beschloß Tante Laura in geheimer Sitzung mit ihrem Bruder, dem Vater Argast, voranzumachen, um ja noch beizeiten dem bösen Ungefall den Rang abzulaufen. Auf diesen Entschluß hin machte die Tante allerlei mehr oder weniger geheimnisvolle Andeutungen wegen dem Verlöbniß. August hörte dieses Orakel etwas gedrückt an, Hedwig aber nahm es gleichmütig hin wie ein Ding, das ganz gut noch hätte auf sich warten lassen können, weil's aber doch einmal sein mußte, auch heute eintreten konnte, wenn's nicht wartete bis morgen. Das machte der eifrigen Tante Verdruß, sie



Alp Raft (Ausserberg).

sie ihr Unglück dem Käterli vor, teilweise um sich Luft zu machen, dann aber, um auch dort das Semaphor auf die rechte Einfahrt zu stellen, damit ihr Hochzeitschiff nicht scheiterte. Das Käterli hörte ziemlich schweigend zu, was der Tante gefiel und ihre Hoffnung wieder rosenrot färbte. Als aber der August sich heran machte, kehrte ihm das Käterli den Rücken mit entschieden verächtlicher Miene, worauf der junge Mann in sich zusammenfiel und davonschlich wie ein Liebhaber, der nach der Serenade den Topf zu kosten bekam. Dieses kleine Zwischenspiel gab der Tante viel zu denken und sie beschloß, ihren Verwandten, Käterlis Eltern, zu schreiben, es wäre vielleicht gut, wenn ihr Töchterlein wieder heimkehrte, denn es kenne sich genügend im Haushalt aus, um firm zu sein. Aber als sie so mit der Wurst nach der Spedseite zu werfen begann, um in erster Linie beim Käterli selbst vorzubereiten, ließ dieses Mädchen die Tante Laura nicht zu Worte kommen und sagte in einem Atem, wenn auch zweideutig, dennoch ziemlich kühl und gelassen: „Tante, in vierzehn Tagen geh' ich wieder heim, ich kann nicht nur, ich weiß nun auch noch genug.“

Darauf verzog sich das Käterli in sein Kämmerlein, legte sich zu Bette und tat nach dem uralten Rezept, das die Eva ihren Töchtern als beste Aussteuer mitgegeben ins Leben: es weinte, denn es war ihm elend ums Herz.

(Schluß folgt.)

Arbeitsdienst in der Schweiz.

Wir kennen heute in der Schweiz zwei verschiedene Formen des Arbeitsdienstes: die studentischen Arbeitskolonien und der freiwillige Arbeitsdienst für Arbeitslose. Der Vollständigkeit halber sei auch noch der „Internationale Zivildienst“ mit Pierre Cérésolle erwähnt, der in der Schweiz schon Arbeiten ausgeführt hat, der aber weder mit den Studentenkolonien noch mit dem freiwilligen Arbeitsdienst irgendwelche Bindungen besitzt.

In den nachfolgenden Zeilen soll nun zuerst ein Bild über das Werden und den heutigen Aufbau der Studentenkolonien gegeben werden, und in einem zweiten Abschnitt ist die Aufgabe des Arbeitsdienstes für die Arbeitslosen skizziert. Steht bei den studentischen Arbeiten das geschaffene Werk als Hilfe für unsere Gebirgsbevölkerung im Vorder-



Studentenweg.

gründung hatte gehofft, die beiden würden nur so zugreifen, so honig-süß kam ihr das Geschichtlein selbst vor. Darum lamentierte

grund, so ist die Beschäftigung von Arbeitslosen im Arbeitsdienst die Hauptsache.